

publizistische fortlaufende Erörterungen über die Kriegsziele, über den U-Boot-Krieg u. a. im Zusammenhang zu lesen. Sein Buch hat ein französisches Seitenstück in J. Reinach, *Les commentaires de Polybe* (Paris 1914—1919), 18 Bände. Es sind die Kriegsnotizen, die J. Reinach für den „Figaro“ schrieb. Der Schlussband von 1919 — es wäre der 19.! — liegt noch nicht vor.

Robert von Rostitz-Rieneck S. J.

Deutsche Literatur.

1. **Genesius.** Eine christliche Tragödie von Ilse von Stach. 8° (107 S.) Kempten und München (o. J.), Käsel. M 3.—
2. **Die Herlichöfer und ihr Pfarrer.** Ein Dorfroman von Richard Knies. 8° (199 S.) Berlin 1919, Fleischel. M 4.50
3. **Michel Blank und seine Liesel.** Von Rudolf Haas. 8° (376 S.) Leipzig 1919, Staackmann. M 8.—; geb. M 10.—
4. **Ich habe den Herrn gesehen.** Legenden und Erzählungen von Emilie Trauner. 8° (237 S.) Regensburg (o. J.), Habbel. M 3.—; geb. M 4.—

1. Vor dem Augustus Diokletian entwürdigte ein Schauspieler, **Genesius**, auf der Bühne göttliche Heilsgeheimnisse. Freieste Gnadenwahl verwandelte den leidenden Spott in todesmutiges, Siegjubelndes Bekennenwort. Diesen Reim, den das Römische Martyrologium birgt, den Lope de Vega und den Rotrou in einem seiner zwei besten Dramen, im „Genesi“, in Pflege nahmen, entwickelte Ilse von Stach kundig und kraftvoll. — **Genesius** soll mit seiner Künstlertruppe beim Sieges- und Hochzeitsfeste Cäsar Maximins vor dem Hofe spielen. Weil der ernste Darsteller in dem zweiten Stücke, das abgelehnt wurde, den Tod gegeben hätte, empfiehlt er ein Trauerspiel, das Verurteilung und Tod eines Christenblutzeugen vorsieht, eine Wahl ganz nach dem Empfinden der reizsatten bräutlichen Tochter des Augustus. Schon gleich sieht sich Valena enttäuscht. Die Dichterin aber hat nun offene Bahn, sogar die Mefliturgie bis vor ihrem Höhepunkt durch einen Schauspieler auf die Bühne zu bringen, der gleich vor dem Cäsar selbst seinen Zug zu den Christen als das Pulsen einer Künstlerseele für die verkörperte Gestalt auslegen muß. Doch verkennt **Genesius**, was in ihm reist. Denn auf seine Lippen drängt sich sein Sehnen, seine Braut, die Psychedarstellerin, möge Christin werden. Toßdem, das „furchtbar Unbegreifliche“ treibt auch von ihrer Seite auf; nach Glaube schreit in ihm eine Stimme, nach „Torheit“, und er, der Dichter und Improvisator, bangt um die Klarheit seiner Seele, wenn sie in der Christenrolle lebt und hebt in Treue und Jubel: sie zeitigt der Berufung entgegen. Das überirdische Eingreifen selbst wächst zart in die Handlung ein, die einen „Engel“ erwartet. Durch dieses treffliche Einbetten der Gnadenat kann, selbst als die Gnadenwelle Spieler um Spieler zum Jubeljänger des wahren Gottes erhebt, auch der Augustus nur mühsam Wirklichkeit von Darstellung sondern. Die gottwarme Regung im Blutzeugentrauerspiel kann der Kaiser durch den Todesspruch um so weniger töten, als die etruskische

Seherin den Verfolgten den Endsieg verheissen muß. In des Kaisers Schlusswort entschleiert die Verfasserin mit treffsicherer Kunst dem Zuschauer den für ihn edeltraurigen Ausblick: „Genug, genug . . . die Menschheit will — nicht — dienen.“ — Gradlinig, fast in edler Starre, an einer Stätte, in wenigen Stunden drängt jeder Zug zum Ziel. Gedankentiefe, nicht farbige Bilder. Ost in granitner Wucht, immer maßvoll abgerundet steht der Satz. In herrlichem Gang strömen die Thöre, man fühlt den Herzschlag in den Versen, zu denen Psyche (hier wieder ganz Sinnbild) „von ihrem unsichibaren Gott berauscht“ tanzt. Nicht jeder Gedanke erschließt sich leicht, manche Schwierigkeit zerbricht auf den ersten Anhieb noch nicht. Bei liebvoller Versenkung, bei diesem Trauerspiel eine angenehme Pflicht, erscheint die Sprache licht. Dennoch bleibt in einzelnen Fällen die Fügung hart.

2. Die Herlichöfer, von denen Richard Knies erzählt, bauten ihr Schulhaus nach eigenem Gutdünken. Das häßliche Türmchen auf seinem Dach belegte der durchaus bodenständige Pfarrer in der Zeitung mit dem Spitznamen „der Döfsl“ . Zetermordio, Acht und Aberacht; durch sie ein äußerst schmerzlicher Fall in der Seelsorge. Der Pfarrer muß seine Gemeinde verlassen. Doch hinter dem trefflichen Volksprediger enttäuscht der „doppelbedornte“ Nachfolger; die Beigeordnetenwahl klärt die Stimmung weiter, bis alle in heller Eintracht den Bischof bitten um Wiedersendung von Anselmus Chriakus Gottschalk Huchebuck. — Nach Art einer Bleistiftzeichnung Richters, Steinles gibt sich die Darstellung. Bis in die kleinsten Linien wurde alles ausgezeichnet; jeder Strich fand seinen Platz. Man gewahrt sich vom Verfasser fast an die Hand genommen, um seine ländlichen Rheinhessen durch seine scharf, alles unermüdet verfolgenden Augen zu schauen; gern folgt man seinem ruhigen Gang, der oft bedächtig wird wie die Schritte der „Herlichöfer Kommission“. Alles ist deutlich eingestellt und soviel prächtige, neckische Laune liegt sonnig über der Erzählung: hochtarätige Kleinkunst. Freilich nicht zart gehaucht wie bei jenen Meistern sind die Linien: sie müssen meist derbe Gestalten ergeben; dennoch nicht so platt wie das Umschlagbild staunt Huchebuck. Bei aller kernhaft geraden Aufrichtigkeit weht um die Hauptpersonen, die Gesamtheit, die Kirche tiefe Liebe. Plan und Einzelheiten sind gut ausgesponnen; z. B. bei dem beschämten Pfarrer sitzt der am härtesten von ihm Gelräntle als armer Sünder, dem er zur Ehefließung verhelfen muß. Namentlich bei dem sonstigen Schriftmaß geht in diesem Hannjerry Knoldekop die Umwandlung zu schnell vor sich: die Weiche führt zu scharf ins neue Geleise, und auf ihm führt vielleicht etwas viel Güte.

3. Oberingenieur Michel Blank leitet ein stark beanspruchtes Zweigwerk — eine volle Mannesleistung; doch aus der Uner schöpflichkeit dieses Arbeitsriesen strömen und sprudeln noch Menschengestalten, Menschenweiblein abends auss Papier, oder er gießt und tollt in urwüchsiger, trinkfester Runde seinen Kraftüberschuss aus — überall ganz dabei. Nur einmal war er gelähmt: als er sich in dem schlimmen Zauber der Freundesgattin ohne Kraft und Willen wand. Ein Sauberkeitsbedürfnis sprengt durch sein freies Bekenntnis bei Freund und Ließe

mit Urkraft die Hemmung. Ungedämmt quillt nun wieder sein unverstübler Schaffensdrang und seine schäumende Lebenslust. Und seine Liesel. Das andere Stück des Menschenpaars schuf der Bildner gleich trefflich. Michel und Liesel stimmen lückenlos, zu ebennäsigster Einheit. Auch sie schafft wie er raschlos; ebensowenig geht auch sie in der Arbeit unter, bleibt aber ganz in ihrem fröhlichen Reich: sie liebt und bewundert ihren Mann mit frohen Augen; immer aufgeräumt, anspruchslos in Wunsch und Wort, selten nachsichtig, bietet sie ihm alles, was er sich von ihr wünscht, und ihr ganzes, gesundes Fühlen findet bei ihm beglücktes Genügen. — Über den Titel mag ich nicht rechten, schon allein weil er einen an die traut kraftvollen Gestalten gemahnt, die sich zwiel Sonne verdanken. Liesel und Michel entwickeln sich nicht; das eine Mal muß er nur wieder der Alte werden. Noch weniger greifen sie entscheidend in das Rad der Geschichte. Das Buch ist wesentlich auf artlichen Gestalten aufgebaut. Ob aber artlich oder nicht, auch die nebensächlichsten sind nicht handwerksmäßig geformt, sondern sie erhalten in Anlage und Gebaren ihre eigentümlichsten Reize. Es schafft und irrt auch ein schwerblütiger, ruhig, überlegen zusassender Mann der Pflichtarbeit, das Arbeiten nur um Gold mißrat dem vornehmen Blutsauger. Aber alle überholt Welpi. „Der macht sich alles Schöne dienstbar . . . mit dem Rechte des Nachsahrs, der verschwenden darf.“ Jeden Lebensgenuß hat er verloren; genühsatt ist er nicht geworden, ein guter Kamerad ist er geblieben. Er hat noch recht Gesundes: unendlich lastet es auf seinem Gemüt, daß er „keine Werte für die Gegenwart und die Zukunft der Menschen schafft“. Den Risik im Innern weiß er mit Riesenüberwindung verborgen zu halten, indem er den Becher der Genüsse mit scheinbar ungehemmter Freude ansetzt. Unselig erzogen, mit geknicktem Glauben, kann er nie die Stütze ergreifen, um sich zu erheben. Durch einen undenkaren Streich will Welpi sich einschöhn zu einem tätigen Eingreifen zwingen. Natürlich gescheitert, bestimmt er sein großes Vermögen zur geistigen und völkischen Pflege seiner deutschböhmischen Landsleute; hochsinnig wird er zugleich Professor Klinkerbogel usw. beglücken. Dann zertrümmert er sein Leben. Dieser Selbstmord gibt andern Anstoß zu erdhäster Aufwärtsbewegung; gut. Er wird aber ferner nicht der erschütternde, sondern auch der erhebend belehrende Anlaß zu sittlicher Erstarkung; das muß man gewagt finden, noch mehr als vorher, wo aus der Eheireung für alle vier Heil erwächst; Edelsinn und vorherige Verkennung erklären hier — freilich, ob deutlich genug für das ungelärtte Gefühl vieler Leser? Leider wird der Selbstmord gar zur Verherrlichung Welpis, zur Krönung des Buches. Gerade weil dieses mit großer Kraft und Naturfreude, mit soviel Geschmeidigkeit des erfunderischen Geistes, der sich die Sprache bewundernswert biegsam anschmiegt, von Haas geschrieben wurde, gerade darum kann man im Abschluß am wenigsten darüber hinwegsehen, daß er Christentumfrei erledigt ist. Der Verfasser will niemand, auch hier nicht, leid tun; dafür zeugt das Buch. Mit einem Welpi hätte mancher andere sehr Gewagtes verbunden. Es finden sich wohl Stellen, die das Buch für den katholischen Familientisch, an dem auch Unreife ihren Platz haben, nicht geeignet machen; Heini ist zu fesch, Werte zu leck. Aber für einen vernünftig gereisten ist genügend Maß in der Darstellung gewahrt.

4. „Ich habe den Herrn gesehen“ — das froh dankbare Wort aus dem Munde von Zeitgenossen des Heilandes, denen er sich persönlich begnadigend zeigte. Das Buch versezt leicht und recht lebendig in morgenländische Umwelt. In wohltuendem Einflang zu unserm Dörts- und Damalsempfinden ist die bilderreiche, warme Sprache gewählt, die durch nichts ausgesprochen Neuzeitliches die Vorstellung von jener abgeschlossenen Weltstunde stört. Die Einbildungskraft weitet sich nicht in großgeschauten Bildern, die man aber dort vermisst, wo z. B. in den Rahmen der Legende das Leiden des Heilandes mit seiner hehrsten Großartigkeit tritt. Ein Vater und eine Tochter werden gewöhnlich begnadet. Ähnlich gleichförmig entwickelt sich das spätere Leben von denen, die den Herrn sahen; gewiß bleiben sie ihm ganz nahe: so findet darin christliches Empfinden den rechten Ausdruck. Dennoch, wiederholt gleichen, ganz nah verwandten Abschluß geben, erscheint nicht räthlich. Während „Esthers Täubchen“ etwas gesucht anmutet, wirkt „O Weib, dein Glaube ist groß“ und „Des Meisters Mutter“ um so stimmungsvoller. In der letzten Legende oder wohl Erzählung erscheint Noemis Wesen anfangs viel fanstier als später gedacht. Zu ungeschicklich ist die Stellung eines Centurionen gegeben.

Eduard Decker S. J.